



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Below, E.: Bilder aus dem Westen : 5. Beim Wohnungsuchen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Bilder aus dem Westen

Von E. Below

### 5. Beim Wohnungsuchen



Welt, wie bist du so wunderschön! hätte ich mit weitgeöffneten Armen ausrufen mögen, als ich, dem Geschäftsgewühl entronnen, an einem der ersten schönen Frühlingstage draußen auf den Höhen stand und das Panorama von Kansas City überblickte. Früher, in Newyork, hatte mich das Hasten und Zagen der neuen Welt nie dazu kommen lassen. Wenn man um des eignen Broterwerbs willen hastender Mitbewerber wird, verliert man den Überblick. Hier, wo ich ruhiger Beschauer war, mich nicht in den Strudel mit hineinziehen zu lassen brauchte, lag auf einmal das Großartige des Geheimnisses der neuen Welt wie eine Offenbarung vor mir. Wo war es je dem Menschengenisse so leicht gemacht worden, sich auszuleben wie hier?

Was war Italien für die auswandernden griechischen Kolonisten im Vergleich zu diesen unermesslichen Länderstrecken, die sich hier das beengte alte Europa in so kurzer Zeit mit so vervollkommenen Mitteln und so glänzendem Erfolg erschlossen hat? Eine neue Welt ist hier entstanden durch den stetig von Osten nach Westen fortschreitenden Völkerwanderungsstrom der europäischen Auswanderung des neunzehnten Jahrhunderts. Hier lag sie vor mir, altes und neues wunderbar durch einander gemischt.

Hier ragte aus den Bäumen der Wartturm einer funkelnagelneuen Ritterburg, dort das Prachtportal einer Villa modernsten Stils; unter mir im Grunde sprengte ein zigeunerhaft drapirter Cow-Boy, ein Hirtenjunge, aus dem Zeltlager kommend, durch die Büsche, dort furrten die Wagen der elektrischen Bahn auf ebner Straße nach der von Rauchwolken bedeckten Stadt, von der man in der Ferne nur eine Zahl qualmender Schornsteine erblickte, die sich von dem blauen Horizonte, dem Thale des Missouri, dunkel abhoben.

Es war an einem jener vorzeitigen sonnigen Frühlingmorgen im Februar, als ich mich mit Freund Karl, dem alleswissenden Zeitungsmann als Führer, auf die „Wohnungsuche“ begab. Ein passendes Häuschen für eine oder zwei kleine Familien hier zu finden, ist nicht schwer. Alle die Häuser ringsherum sind mehr oder weniger von bescheidenem Zuschnitt. Man hat die Wahl, in welches

man zuerst treten will, nachdem man sich in der Nachbarschaft die Schlüssel von einem halben Duzend geholt hat.

Sobald uns der Kabelbahnwagen aus dem räucherigen Straßengewühl in diese lichtern Teile der Oberstadt heraufgetragen hatte, vergoldete die liebe Sonne ein ganz andres Straßenbild als das, das sich in der Geschäftsgegend unsern Blicken geboten hatte: schnurgerade, breite Baumalleen mit kleinen und großen von Gärtdchen umgebenen Villen aus Holz oder Rotstein, das waren die Straßen. Vor den Häusern standen oft alte Bäume. Wo die Nivelierungsarbeiten die Straße vor den Hausgrundstücken sehr vertieft hatten, erhoben sich kleine Rasenterrassen, in deren Mitte eine Freitreppe hinaufführte. Kasernenartige Häuserreihen gab es, hier wo man nur wohnte, aber nicht Geschäfte trieb, gar nicht mehr. Jedes Grundstück war in sich abgeschlossen, freundlich einladend. Es war kaum ein Häuschen, in dessen Gärtdchen sich nicht ein paar Obstbäume oder Eschen, auch Eichen oder Kastanien über dem geschnitzten Dach oder über dem zierlichen Sims der Balkonthür oder des Erkers ausgebreitet hätten. Wie hübsch mußte sich das alles erst im Sommer ausnehmen, wenn das sprießende Grün den etwas grellroten oder leuchtend gelben Hausanstrich unterbrach und beschattete!

Nach kurzem Aufenthalt vor dem letzten der dampfenden und brausenden Maschinenhäuser, wo auf den vielen hier einmündenden Schienensträngen die Kabelbahnwagen aus- und einlaufen, war es in sanfter Steigung durch schöne Garten- und Villenstraßen immer höher und höher gegangen, bis wir ein weites Hochland vor uns hatten. Dies war vor Jahr und Tag noch Wildnis gewesen. Jetzt durchzogen auch dieses schon gerade Chaussees, an deren Seiten das Land in Gevierte abgeteilt und stellenweise schon bebaut war. Hier und da gab es noch eine Fläche Eichengestrüpp, dann kam wieder eine italienische Villa mit pinienartigen Kiefern, dann wieder ein Geviert Urwald und dahinter die Villa eines Arztes, deren Aufgangstreppe zu beiden Seiten statt mit Brellsteinen mit Mamutwirbeln geziert war.

Ich fragte nach dem Besitzer. Wie mir mein Führer sagte, hatte er sich das Anwesen allerdings nicht, wie ich zu hören hoffte, durch seine Praxis, sondern durch Spekulation erworben. Ebenso auch der Rechtsanwalt dort in der Florentiner Villa; auch er war nicht durch sein Corpus juris, sondern durch Landspekulation zu seinem Reichtum gekommen. Es war das überhaupt hier das A und das O. Sie schienen alle der Worte des sterbenden Yankee-vaters an seinen Sohn eingedenk gewesen zu sein: „Sohn, Geldmachen mußt du. Wenn du kannst, auf ehrliche Weise. Aber gemacht werden muß es!“

Freund Karl, der endlich mit mehreren Schlüsselbündeln beladen ankam, war froh, daß mir alles so gut gefiel, denn er wollte mich doch gern hier behalten.

Es war ein wahres Schmuckkästchen, in das wir zuerst eintraten. Wir hatten uns eins der nächsten ausgesucht, das mit seinem im Sonnenschein blau-

glänzenden Schieferdach und mit seinen Rundtürmchen verlockend aus den Eichen hervorlugte.

Das Vorderzimmer ist meist das Wohnzimmer (Parlor), hat an der Breitseite einen großen marmorgetäfelten Kamin und nach vornheraus ein breites schönes Erkerfenster, oft mit bunten Buzenscheiben. Das Fenster reicht bis zur Erde und dient auch als Balkonthür nach der Veranda zu, die sich vor dem Hause hinzuziehen pflegt. Es giebt bei seiner großen Breite auch dem Hinterzimmer, das durch eine gewaltige Schiebethür von dem Vorderzimmer getrennt ist, genügendes Licht. Schiebt man nach beiden Seiten die Thüren in die Wände zurück, so hat man statt zwei geräumiger Stuben einen Gesellschaftssaal, durch dessen Fenster man auf die Eichen des Gefildes hinausblickt, das vor nicht langer Zeit noch Indianergebiet gewesen ist.

Das gedämpfte Licht, das durch die bunten Scheiben der Hausthür auf den meist getäfelten Hausflur fällt, verbreitet Behagen, und der Eintretende fühlt sich nicht ratlos und verlassen, wie in den meisten dunkeln Vorfälen unsrer großstädtischen Häuser. Wie würde aber erst eine deutsche Hausfrau entzückt sein, wenn sie die in die Wände eingelassenen hölzernen Wandschränke, die überall angebrachten Waschvorrichtungen, die Dampfheizapparate sähe, die mit Wasserleitung und Kochofen jederzeit in Verbindung zu setzen sind ebenso wie mit der Badewanne im obern Stock! Fahrstühle befördern durch einfachen Handdruck lautlos die Kohlen aus dem Keller in die Küche, die Speisen aus der Küche in das daranstoßende Eßzimmer. Wie schnell doch die neue Welt die alte in diesen Dingen überflügelt hat! dachte ich. Wie thöricht, daß man mit souveräner Verachtung alles dessen, was Amerikanertum heißt, selbst in unsern deutschen Großstädten das alles unbeachtet läßt und nichts davon lernen will! Wie sagt der Baccalaureus im Faust?

Anmaßlich find ich, daß zur schlechtestn Frist  
Man etwas sein will, wo man nichts mehr ist.  
Das Schwache fällt, das Tüchtge tritt heran,  
Indessen wir die halbe Welt gewonnen,  
Was habt ihr denn gethan? Genickt, gesonnen,  
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan!

Goethes Ansicht über Amerika, zugleich ein neues Thema für die Goetheforschung!

Trotz vieles Überladnen und Geschmacklosen ist hier doch alles zweckmäßig und für die Mehrzahl, die wir in Europa die breite Mittellasse nennen würden, sehr brauchbar. Freilich stehen normännische Kastelle neben modernisirten Blockhütten, venetianische Paläste neben Nürnberger Patrizierhäusern; dort pläzt grell leuchtend ein rotlackirtes Malepartus mit Wall, Zugbrücke und Graben mitten heraus aus der stattlichen Reihe graubrauner Schnörkelhäuser, die beanspruchen, den spezifischen Stil von Kansas City zu zeigen: einen mehr an ein

Orgelgehäuse als an ein Wohnhaus gemahnenden Barockstil. Aber das alles ist ein Versuchen und Probiren, wie man unter der einladendsten Außenseite dem Publikum, auch dem ärmern, das billigste und zweckmäßigste Heim bieten könne. Selbst unter der Schneedecke müssen diese zierlichen Bretterhäuschen noch einladend und freundlich aussehen. Und der Ärmere, der sich nicht ein ganzes mieten kann, findet genug solche „Hütten“ quergeteilt und für zwei Familien eingerichtet. Niemand wird in menschenunwürdiger Weise beiseite gestoßen, wie es in unsern Großstädten im vierten Stock des zweiten Hinterhofs doch der Fall ist. Selbst der weniger bemittelte, der in den größern Mietshäusern, mit Hof und Gartenanlage in der Mitte, einen oder einen halben Flur für den Preis von vierzehn bis sechzehn Dollars monatlich bewohnt, fühlt an nichts, daß er ein Mensch zweiter und nicht erster Klasse ist. Das wird sorgsam vermieden. Das Wohnungselend der deutschen Großstädte giebt es hier nicht.

Man erstaunt über die Zindigkeit der vielen Baumeister, die sich hier über- oder auch unterboten haben müssen, um die Frage: Wie baut man billig und doch hübsch und praktisch? zu lösen. Der monatliche Mietzins für eins der eben beschriebnen Häuschen mit Garten beträgt fünfundzwanzig bis dreißig Dollars. Auf vierzig steigt er nur in Zeiten künstlicher Hauffe, wenn z. B. gerade von den großen reichen Bostoner Grundbesitzern eine kleine „Kunst- oder Gartenausstellung“ zum Wohl ihrer neuangelegten Stadt und zur Steigerung des dortigen Grundbesitzwertes in Szene gesetzt wird. Die hübsche Lage und die zierliche Einrichtung war bei allen diesen Cottages so einladend, daß Karl und ich genau wußten, unsre Frauen würden jedes der Häuschen gern haben wollen. Waren es in dem einen die buntseidenen Balkons mit Salonsienvorrichtung, so waren es in dem andern die saubern Marmorbadewannen und Marmorwaschtischen, war es hier die anheimelnde Veranda mit ihrem Schnitzwerk, so war es dort der für die Hängematte und ein Lesestündchen wie geschaffne Seitengang oder das mit Ephen und Wein zu umrankende breite Buchfenster, das die Wahl schwer machte. Fünfundzwanzig bis vierzig Dollars sind freilich nach unserm Gelde hundert bis hundertsechzig Mark, aber wenn man die Preise nach dem Maßstabe der Nahrungsmittel und der Einnahmen ins Deutsche übersetzt, so entspricht das doch alles in allem einem monatlichen deutschen Mietpreise von vierzig bis sechzig Mark, denn man rechnet: ich komme in Nordamerika ungefähr ebenso weit mit einem Dollar wie in Deutschland mit einem halben Thaler.

Für diese Kleinigkeit ist man aber dann hier Herr in seinen vier Pfählen. Nicht einmal die Obrigkeit hat sich hereinzudrängen. Der Polizist, der etwa wegen Gesundheitsanordnungen oder ähnlichem vorspricht, wagt nicht einzutreten, bevor ihn die Frau oder der Herr des Hauses zum Eintritt aufgefordert hat. Die Stadt kann sich freilich erlauben, einem lässigen Zahler von Gas- oder Wasserleitung beides abzdrehen, aber auch erst, nachdem der Eintritt

gestattet worden ist. Schlimmstenfalls muß er durch gerichtliches Verfahren erzwungen werden.

My house is my castle, sagt die amerikanische Hausfrau, stolz wie eine Königin auf ihr Heim, ihre Residence, wie sie es gern nennt, wenn sie es auch nur für ein paar Monate inne hat, um dann wieder an einem andern Geschäftsplatze ihr Glück zu versuchen.

Sie kann auch stolz sein auf ihr umfriedigtes Heim, denn da ist niemand, der es wagen dürfte, sie merken zu lassen, daß er in seinem Heim mehr sei, mehr vorstelle, mehr sein wolle, ob das nun mehr kostet oder weniger, ob es hübscher oder weniger hübsch ist. Und käme der Präsident der Vereinigten Staaten an ihrer baumumrauschten kleinen Eingangsthür vorbei, sie würde sich zwar freuen, ihm als Ebenbürtige an ihrem Kamin die Hand zu schütteln, würde ihn nach seiner Frau und seinen Kindern fragen, aber sie würde sich nicht vor ihm beugen, und wenn er glaubte, er dürfe sie von oben herab behandeln, so würde sie ihm die Thür weisen. Das ist das Recht, das mit jeder Amerikanerin und mit jedem Amerikaner geboren ist, das Recht, Mensch zu sein, sich dem Höchsten gleich zu betrachten. Dies Selbstbewußtsein verläßt den Amerikaner nie. Bei diesem Selbstbewußtsein der Sinn für Traulichkeit in der Einrichtung des Hauses und das Aufgehen in seinen Kindern, das zusammen müßte eigentlich die glücklichsten Menschen machen, wenn nur nicht die Geldjagd das ganze Dasein in Anspruch nähme!

Eben wurde drüben, jenseits der noch ungepflasterten Fahrstraße, an einem niedlichen Gartenhäuschen, aus dem ein paar Möbel herausgetragen wurden, die rote Fahne befestigt. Die rote Fahne bedeutet — Auktion. Eine große Krähe flatterte von einem alten Eichbaum herunter, und wie auf ein gegebenes Zeichen folgten ihr viele aus allen Windrichtungen in das kleine Eichendickicht, wo sie wahrscheinlich einen Leckerbissen aufgefunden hatten. Und wie die Krähen, so versammelten sich in wenigen Minuten vor der ausgehängten roten Fahne Neugierige, die die Möbel derer kaufen wollten, die eben auszogen, denen es also wohl hier nicht hatte glücken wollen.

Sa, wenn man der Sache auf den Grund blickt, grinst einem auch hier nichts entgegen als Dollarjagd! Wie soll sich damit Glück und Behagen vereinen? Wird dabei nicht der Mann zur gedankenlosen Arbeitsmaschine? Von einem Beruf zum andern umspringen, fortwährend alles aufs Spiel setzen, sich selbst, sein ganzes Familienglück, bedeutet dieses Glücksspiel nicht Verlust jedes Glückes? Denn welcher Halt bleibt noch in der Seele eines ewig gehezten Mannes, der sein Leben als verloren ansieht, wenn er es nicht bis zu einer halben Million oder doch zu Hunderttausenden gebracht hat? Diese Geldjagd bei dem Mangel an tieferer Bildung macht die Männer, während die Frauen die Königinnen spielen wollen, zu deren Handlangern und Arbeitsknechten. Für alles Technische haben sie viel Sinn, aber zu der Höhe

und Weite weltbewegender Gedanken schwingen sie sich kaum auf. Sie haben sie eben noch nicht gewonnen, die halbe Welt, und was sie gethan haben, geschah durch Ideen, die von der alten Welt ausgingen; weltbewegende Gedanken sind bis jetzt noch nicht aus der neuen Welt gekommen. Die Denkweise hier in der neuen Welt mit ihrer ewigen Glücksjagd ist zu banausisch, als daß sie für die Welt erlösend wirken könnte.

Wir verließen das kleine Eichendickicht und traten hinaus auf die Independence-Avenue, die prächtigste Villenstraße, die ich je in der alten und neuen Welt gesehen habe. Mit siegesgewissem Lächeln deutete mein Führer, als er mein Staunen über diese Prachtstraße sah, auf all die ausgebreitete Herrlichkeit hin, als wenn er sagen wollte: „Alles das ist für euch da, ihr braucht nur zuzugreifen. Wozu da noch zurück nach der alten Welt?“

Es war ein märchenhaft schönes Landschaftsbild, das da vor mir lag. Welche überschwingliche Freigebigkeit des Raumes, welche Breite der Fahr- und Fußwege! Alles machte den Eindruck der Wohlhabenheit und Bornehmtheit. Zu beiden Seiten lagen weit ausgebreitet wohlgepflegte englische Parks mit herrlichen Terrassen und Schattengängen, freien Wiesengründen und hohen Baumgruppen, und darin Schlösser und Villen mit Springbrunnen und Teichen, in denen sie sich spiegelten. Dabei hat diese prachtvolle Straße fast überall Fernsichten hinab in das weite Missourithal. Sie begrenzt den Verabhang einer der Hochebenen, und außer ihrer breiten Anlage selbst wirkt großartig der prachtvolle panoramaartige Hintergrund.

Durch diese Straße an einem Sommermorgen zu gehen, wie ich es nachher öfter that, ist ein herrlicher Genuß. Hier weht balsamische frische Luft, weit unten liegt die graubraune Dunstschicht mit dem fernen Gewühl der Stadt, deren Lärm nicht zu uns dringen kann. Über uns ist klarer, blauer Himmel, und die Glocken der Kühe und Schafe auf den Parkwiesen lassen uns vollends vergessen, daß wir uns in einer Stadt befinden. Daran mahnt uns höchstens der elektrische oder der Kabelomnibus oder der auf seinem Zweirade vorbeisauende Stadtbrieffträger oder an der Straßenecke die Apotheke mit ihren großen, bunten Krystallflaschen im Schaufenster und ihrem marmornen Sodawassergehäuse, wo der Spaziergänger für fünf Cents (= zwanzig Pfennige) ein erfrischendes Glas Sodacream in zierlichen, nickelstrahlenden Krystallgläsern bekommt. Strahlend und siegesgewiß lacht einen diese ganze Welt an, als wollte sie sagen: „Das ist erst der Anfang, das erste Jahrhundert unsrer Zivilisation; was werdet ihr erst am Ende des nächsten Jahrhunderts von diesem Bilde sagen!“

Treten wir in eins dieser Häuser an der Independence-Avenue, so stimmt alles, was der kunstfönnige Baumeister, den man von Europa hatte kommen lassen, im Innern entworfen hat, harmonisch zum Außern: da sehen wir wirkliche, prächtige Arkaden, da glänzen Säulenkapitälé weiß und golden, die

Treppenläufer, die Teppiche sind, um in Färbung und Muster zur Anlage des Ganzen zu passen, besonders gewebt, kurz, es ist alles aus einem Guß und nach großartigem Zuschnitt hergestellt, wie es von dem schaffenden Geiste des Baumeisters erdonnen war. Was aber gar nicht dazu paßt, das sind die Menschen darin. Der Herr des Ganzen, ein Millionär, dessen Platz vor dem prächtigen Nußbaumschreibtisch, im Bibliothekzimmer oder vor dem gewaltigen Marmorkamin oder in dem prunkenden Eßzimmer im großen Ahnherrnstuhl mit hoher gotischer Lehne gedacht war, er sitzt entweder oder steht beim Frühstück in dem Stübchen unten neben der Küche, denn das Eßzimmer ist ja nur zum Staate da, oder er hästelt sich etwas in der Remise oder im Garten zurecht, denn Gärtner und Kutscher sind gerade nicht vorhanden, oder er kommt höchstselbst mit einem Handkorb vom Markte nach Hause, denn dem Mädchen kann man nicht trauen, oder er schaufelt eigenhändig im Winter den Schnee vor seiner Thür weg, statt ein Buch zu lesen, denn Körperübung ist gesünder, Arbeit schändet nicht, und der Hausknecht hat sich gerade wieder einmal seit einigen Tagen unsichtbar gemacht. Dabei hat dieser Herr des Ganzen, früher vielleicht ein ehrfamer Handwerker, nun Börsenspekulant und Politiker, jetzt eine wichtige politische Zeitung unter sich, die er nicht liest, weil er sie nicht versteht, für die er nur Redakteure u. s. w. besoldet. Was ihn aber beschäftigt, das ist das persönliche Eintreiben des Mietzinses in seinen Miethäusern, das Eintreiben der versprochenen Stimmgelder von den in seiner Zeitung unterstützten Wahlkandidaten, das Lesen der Kurslisten, das Spekuliren in Property, in Grundstücken, denn das ist Geschäft, dafür lebt und stirbt er, „da liegt doch etwas drin“ — nämlich Geld. Gilt es, so etwas zu thun, so ist er jederzeit bereit, alles stehen und liegen zu lassen und sein Buggy selbst anzuschirren.

Das Leben der Familie bewegt sich zwischen Küche, Eßstübchen und Schlafzimmer und im Sommer auf der Veranda, wo man sich auf den Schaukelstühlen wiegt. Die Prunkzimmer sind meist verschlossen, und da selten oder nie Gesellschaft gegeben wird, weiß die Familie, wenn sie gefragt wird, wozu denn das alles da sei, nichts zu erwidern, als: „Das erfordert der Stil, das muß bei feinen Leuten nun einmal so sein.“ Vernünftiger sind da doch noch die Leute, die ihre hohlen Pianinos aufklappen und Wäsche hineinlegen oder ihre Prunkschränke und Klaviere auseinander falten und darin schlafen. Dann kommen doch wenigstens die größeren Räumlichkeiten noch zur Geltung. Es giebt hier große Möbelfabriken, von denen nicht nur derartige Aufklappmöbel, Pseudopianos und Pseudoschränke gefertigt, sondern auch ganze Bibliothekzimmer nach der Elle mit Inhalt versehen, ja sogar Ahnenbilder auf Bestellung geliefert werden; man nennt europäische Geschäfte, die mit solchen Bildern in den letzten Jahrzehnten einen schwunghaften Handel betrieben haben sollen.

Außer dieser Shoddy-Aristokratie giebt es natürlich auch wahrhaft vor-

nehme Familien, die die Räume in ihren Palästen richtig benutzen, wo die Töchter wirklich musizieren und nicht Pferde putzen, wo die Söhne wirklich Sport treiben und nicht mit den Riggern und Cowboys hinter den Ställen herumlungern. Wo das aber der Fall ist, da hat es lange Zeit gekostet, das einzuführen, denn selbmademen sind sie doch fast alle, und die schwieligen Hände passen selten zu Kunst und Wissenschaft. Erbt den guten Geschmack der Sohn, so hält sich allenfalls noch durch eine Generation ein Schein von Vornehmheit aufrecht. Meist kommt aber alles schon früher unter den Hammer. Doch je mehr dieses verbohrete Knownothingtum, das nichts von der Welt über seinen Horizont hinaus wissen will, die große Masse befangen hält, um so kräftiger sind die Anstrengungen der Ausnahmen, die sich davon loszumachen suchen. Der Amerikaner hat eine Feuerseele. Hat sich bei ihm ein Gedanke zur Klarheit durchgerungen, so verfolgt er ihn mit einer Energie ohne gleichen. Erfasst er ein Studium mit Lust und Interesse, so arbeitet er sich darin doppelt so schnell vorwärts als jeder andre, Tag und Nacht ist er dabei mit einem Eifer, ja einem Fanatismus, der bis zum Unfönn gehen kann.

Fast jede Familie, und wenn sie noch so sehr in der eben geschilderten abgeschmackten Lebensart befangen sein mag, hat näher oder ferner ein Mitglied, das auf diese Weise eine glänzende Ausnahme macht.

Die Mehrzahl dieser über das niedrige Durchschnittsniveau hervorragenden gehört dem neuen Zukunftsklub, der Nationalunion an, die monatliche Zusammenkünfte in dem elegantesten Kasino der Stadt hält und für die Verwirklichung der Gedanken Bellamys agitirt. In diesem Klub hatte ich, dank der schon erwähnten Einführung, Gelegenheit, die geistige Blüte der Gesellschaft kennen zu lernen.

Man kommt hier nach englischem Muster abends im untadelhaften Gesellschaftsanzuge zusammen zu einem Vortrage und einer darauf folgenden Unterhaltung bei einigen Erfrischungen. Hier hört man nur Leute sprechen, denen das ernste Denken auf der Stirn geschrieben steht. Man erstaunt über die Tiefe und Wucht der Gedanken, man vermutet sie nicht hinter den oft so närrischen Außenseiten der amerikanischen Gesellschaft. Hatte ich schon in der medizinischen Gesellschaft zu meiner freudigen Verwunderung einige Leute kennen lernen, die die ganze Welt durchkreist, sich bei den Universitätslehrern Frankreichs, Englands und Deutschlands theoretisch und besonders praktisch gebildet hatten und Kenntnisse und Fertigkeiten in der Bakterienbehandlung besaßen, um die sie mancher deutsche Arzt hätte beneiden können, so erschrak ich fast vor der Unerbittlichkeit der Logik, mit der diese Redner und Rednerinnen im Nationalunionklub die Konsequenzen unsrer konventionellen Lügen zogen, in einer Weise, die in Deutschland höchstens in streng wissenschaftlichen Abhandlungen vorkommen dürfte, die aber in öffentlichen Versammlungen vor der Welt zu

äußern schwerlich von der Polizei geduldet werden würde. In einem Vortrage, der die scharfe Grenze des Bellamismus und des Kommunismus hervorhob, hörte ich Sätze wie die folgenden, noch dazu von einer schwächlichen, jungen Dame in schwarzem Seidenkleide vorgetragen: „Eine Maschine, die mehr Arbeit absorbiert, als sie leistet, ist schädlich“ — „Wirtschaftliche Moral ist vernünftiger Egoismus“ — „Es bedarf nur der vollkommenen Gleichberechtigung, um Überfluß zu schaffen für alle.“ Nach diesen und ähnlichen Feststellungen der wirtschaftlichen Gesetze der Solidarität der Interessen, wie sie Hertzka und Bellamy lehren, kam die Rednerin zu folgenden den Kommunismus und den Nihilismus verurteilenden Schlußsätzen: „Der Kommunismus ist die Nutzenanwendung, die der Hunger aus dem Satze zieht, daß die Arbeit der Menschheit nicht ausreicht, Überfluß für alle zu erzeugen,“ und: „Der Nihilismus ist die Schlußfolgerung der Verzweiflung, die aus der Lehre sprießt, daß Kultur und Zivilisation unvereinbar seien mit wirtschaftlicher Gleichberechtigung.“ Ähnliche scharf zugespitzte Sätze, die es mir gelang nachzuschreiben, schlossen auch einen zweiten Vortrag über die Ehe: „In Bellamys Staat, den wir gründen wollen, giebt es keinen andern Schutz der Ehe, als den, der in der gegenseitigen Zuneigung der Gatten liegt.“ Über die Auflösung der Ehe, die da, wo sie am meisten erleichtert sei, am seltensten ausgeführt werde, hieß es schließlich: „Der Schauer vor dem Gedanken, einem ungeliebten Wesen angehören zu müssen, verträgt sich mit ehelicher Treue nicht bloß sehr wohl, sondern ist geradezu aus der höchsten und reinsten Auffassung der Ehe hervorgegangen.“ Am Ende der Besprechung einigte man sich in dem Gedanken der Ausführbarkeit des Bellamyschen Zukunftsbildes, wie sie durch Hertzkas Rechenexempel nachgewiesen sei, natürlich unter Ausmerzung gewisser Unmöglichkeiten.

Der Gesamteindruck, den ich aus diesen Abenden mitnahm, war der, daß ich es hier mit Leuten zu thun hatte, die nicht durch konventionelle Schranken an der Durchführung ihrer Gedanken auf Schritt und Tritt gehindert waren, daß hier ein Denkerbund heranwuchs, mindestens ebenbürtig denen auf den Akademien Europas, nur mit dem Unterschiede, daß er aus jüngern, thatkräftigern, entschlosseneren Leuten bestand, von denen man eines schnellern Überganges zur That gewärtig sein durfte.

Dies ist die Aristokratie des Geistes im Westen gegenüber der Geldaristokratie, die jene Independence-Avenue bewohnt. Nur wenige davon haben ihr Heim dort. Die meisten bewohnen billigere Viertel, viele davon recht bescheidne. Manche sind Lehrer oder Lehrerinnen an öffentlichen Schulen oder gehören dem Post- oder Telegraphendienst an, andre sind Musiker von Fach. Der in Europa so abfällig beurteilte Mangel an Kunstfönn und Kunstgeschmack bei den Amerikanern, das möchte ich nebenbei bemerken, ist wie der Mangel

an Selbständigkeit in andern Geschmacksrichtungen hier mehr eine Übergangsstufe zur Bildung neuer, eigner Formen, im Baustil ebenso, wie in der Musik u. s. w. So urteilslos sich die geschilderten großen Massen, die „armen Reichen,“ der Kunst gegenüber verhalten, um so lebhafter zeigt sich wahres, ernstes Kunststreben bei der Blüte des Geistes, unter der wir auch hier in Kansas einige Deutschamerikaner treffen, allerdings weniger als in andern amerikanischen Städten. Milwaukee, Chicago, Philadelphia, St. Louis, Newyork sind viel deutschere Städte als Kansas City und die im übrigen Westen und Südwesten.

So grundverschieden auch Inneres und Äußeres war, so oberflächlich und gleißend vieles erschien, eines war gewiß: um abgethane Kleinigkeiten handelte es sich hier nicht. Hier war Großes im Entstehen! Wenn ich auch mit dem amerikanisch stolzen Freunde Karl nicht in allem übereinstimmte, es handelte sich hier doch um die ernstesten Gewissensfragen der Menschheit, die hier viel rascher der Lösung entgegenreifen als in der alten Welt. Eine Verschiebung des Schwerpunktes der Kultur nach Westen — nichts geringeres als das geht hier vor sich, und dem Deutschtum ist ein nicht geringer Teil an dieser Arbeit zugefallen! Sich hier auf einige Zeit einzuleben, um lernen zu können, das lohnte sich wohl, besonders für den, der schon vor Jahren durch eigne Arbeit in Newyork eingewurzelt war und als er dann wiederkam, alles so verändert fand, daß es kaum noch wieder zu erkennen war.

Nach achttägigem Suchen hatten wir endlich ein für uns passendes Häuschen in der schattigen Cherrystraße an einem buschigen kleinen Rasenabhang gefunden, und nach einigen weiteren Tagen der Hauseinrichtung saßen wir fröhlich plaudernd auf der vordern Veranda. Unser Gespräch drehte sich um die Schwierigkeit, über fremde Länder zu urteilen, und um die Leichtigkeit, mit der Touristen über Amerika Feuilletonartikel schreiben. Denen gegenüber hatte Wilhelm Marr ganz Recht, als er, um Nicaragua zu durchreisen und zu beschreiben, mit Federmessern und Photographien haufierte, nachdem er sein Reisegeld in Newyork erst in Sicherheit gebracht hatte. Denn nur durch den Broterwerb lernen wir Land und Leute kennen.

Als wir so sprachen, erinnerte sich Freund Karl eines Berliner Blattes, das ihm eben heute auf der Redaktion in die Hände gefallen war, und worin das reichshauptstädtische Selbstgefühl wieder einmal seine schönsten Blüten trieb. Ein Feuilletonist beschrieb Newyork. Eigentlich ist Pangani, Saadani, Sansibar, Kiloa heutzutage viel beliebter, hieß es da, doch läßt man sich, wenn es gewünscht wird, auch wohl einmal herab, Amerika zu besuchen. Der von dem absprechendsten Berliner Chauvinismus durchdrungne Gigerl, der Amerika zuvor nie gesehen hatte, traf gerade heißes und staubiges Wetter in Newyork an, so konnte ihm nichts imponiren, und als schließlich sogar einer der Kaufherren in Hemdsärmeln mit ihm aus dem Komptoir über die Straße

zum Stehschoppen ging, da war Newyork für ihn Buxtehude und die ganze übrige neue Welt ungefähr dasselbe. Er beabsichtigt, nächstens ein Buch über Amerika zu schreiben.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Berichtigung. Die Buch- und Accidenzdruckerei von Grübel und Sommerlatte teilt uns mit, daß der „Führer durch Leipzig,“ der nächsten in hunderttausend Exemplaren unentgeltlich verteilt werden soll, nicht von dem „Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs“ in Leipzig, sondern von ihr, der genannten Druckerei, ohne alle Verbindung mit jenem Verein herausgegeben wird. Ihr Kritiker — fügt sie hinzu — „soll unsern Führer ohne jede Bangigkeit erwarten. Denn sowohl Karten und Pläne, als auch die geschichtliche Bearbeitung werden die Ansprüche höher gebildeter Menschen befriedigen können.“

Niemand wird sich mehr freuen als wir, wenn die Buch- und Accidenzdruckerei von Grübel und Sommerlatte diese stolze Zusage erfüllt. An Hilfsmitteln dazu fehlt es ja nicht; man muß sie nur — kennen und gewissenhaft und mit Geschmack benutzen. Jedenfalls werden wir nicht versäumen, unsern Lesern von dem Erfolg Mitteilung zu machen.



## Schwarzes Bret

Die Berliner Gymnasien haben es für zeitgemäß erachtet, der Fürstenschule in Pforte zur Feier ihres 350jährigen Jubiläums ihren Glückwunsch lateinisch darzubringen, und zwar in jenem Votivafellatein, dessen höchster Stolz es ist, den ganzen Glückwunsch vom ersten bis zum letzten Wort in einen einzigen Satz zusammenzupressen. Hier ist diese bewundernswürdige Leistung des deutschen Geistes vom Jahre 1893:

Illustriissimae scholae Portensi, olim Saxonensi (!), nunc Borussicae regiae, ante hos trecentos quinquaginta annos Mauricii electoris fortissimi et sapientissimi benignitate conditae, principum augustissimorum qua Saxonum qua Borussorum auspiciis et munificentia auctae, rectorum doctrina, constantia, humanitate insignium prudentissimis consiliis ad animos puerorum artibus litterisque ingenuis liberalissime erudiendos ita institutae, ut multi inde evaderent adulescentes, qui postea egregiis poematis, eximia scientia philosophandi aliisque litterarum generibus eminentes nec non (!) in republica excellenter se gerentes Germaniae summo decori futuri (?) essent, praeceptorum gravi doctrina atque indefessa industria nobilitatae, discipulorum sincera pietate ornatae, sollemnibus saecularibus jam ter instauratis nova decem lustra prospere adjecta, quae die XXV. mensis Maji anni MDCCCICIII (sic!) celebratura est, rectores praeceptoresque gymnasiorum